

Im Wohnzimmer von Moabit

Bei strahlendem Sonnenschein und 34 Grad im Schatten steht Adana in einem dunklen Laden in Berlin-Moabit und schwitzt vor sich hin. Sie holt einen dampfenden Lahmacun aus dem Ofen, der Geruch der dunkelroten Hackfleischsoße verteilt sich im ganzen Raum. „Viel zu heiß“, murmelt Adana, als sie den Teigfladen mit Gurken, Tomaten, Zwiebeln und Käse belegt, aber vermutlich redet sie nicht vom Essen. „Bisschen scharf oder geht so?“, fragt sie. Der junge Mann auf der anderen Seite der Theke überlegt kurz und entscheidet sich für den Kompromiss: „Bisschen scharf geht so.“

Der Laden, Güllü Lahmacun, ist eine Institution im Kiez, nicht selten bildet sich eine lange Schlange davor. „Die Leute kommen von weit her“, sagt Salih, der Sohn der Chefin. Der 30-Jährige hilft mit, kümmert sich um den Papierkram, weil seine „Mama, die so toll kochen kann“, nicht so gut Deutsch spreche.

An der Wand hängen, wie in einer Ahnengalerie, Fotos von prominenten Besuchern des Ladens, İlkay Gündoğan etwa, der deutsche Nationalspieler. Einmal, als er nicht selbst vor Ort gewesen sei, hätten der Rapper Eko Fresh und der Schauspieler Kida Khodr Ramadan dem Lokal einen Besuch abgestattet. Eko Fresh habe seine Mutter gefragt, ob sie ein Foto mit ihm machen wolle. Nein, wieso, sie kenne ihn doch gar nicht, habe sie geantwortet. Salih seufzt und schüttelt den Kopf. Immerhin hätten sie angekündigt, bald wieder zu kommen. Seit fast vier Jahren wartet Salih vergeblich auf diesen Tag.

In Sichtweite der hungrigen Wartenden vor Güllü Lahmacun befindet sich die Bum Bum Bar, auch hier ist immer was los. An dem Tisch vor der Tür sitzen sieben Männer, „Baustellenleute“, wie einer von ihnen sagt, wobei die meisten gar nicht auf einer Baustelle arbeiten, es ist wohl eher eine Metapher. Unter ihnen ist Josip, ein Kroat, der seit zwei Jahren in Deutschland ist und nach seinem dritten Bier in der Bum Bum Bar als Kellner eingestellt wurde. Mittlerweile arbeite er als Gerüstbauer. Und da ist Michi, er ist Platzwart, „Maßnahme nach 16i“, wie er sagt. Und Hotte, keine Arbeit, „will ich auch nicht mehr“. Vor den Männern stehen halbvolle Bierflaschen, ein überquellender Aschenbecher und drei umgekippte Kümmerling-Flaschen.

„Das hier ist Moabits Wohnzimmer“, sagt Michi und zeigt auf die große, viel befahrene Kreuzung vor sich. Man kenne sich im Kiez, hier, wo die Perleberger Straße auf die Rathenower Straße trifft. Der Laden macht einen eher schmuddeligen Eindruck, drinnen stehen ein fleckiger Billardtisch und zwei Spielautomaten. „Sieht aus wie ein Loch, aber alle sind lieb“, sagt Josip dazu.

Michi und Hotte sind bärtige, kräftige Männer um die 50, sie sehen sich ziemlich ähnlich, beide tragen schwarze Lederkuppen und Basecaps der Böhsen Onkelz. Große Fans seien sie, wobei sie betonen, dass ihnen die unpolitischen Kneipenlieder der späten Jahre viel besser gefielen als die ausländerfeindlichen Texte aus der Gründungszeit.

Eine Frau ist an diesem Freitagnachmittag nicht in der Bar. Das sei aber üblich. „Leider“, seufzt Hotte. „Das ist eigentlich keine Bum Bum Bar, sondern 'ne Schwulenbar“, sagt Michi.

Während die Männer ihr Bier trinken, läuft ein junger, stämmiger Mann mit Glatze und schwarzem Vollbart immer wieder vom Billardtisch raus vor die Tür und zurück. Unter seinem linken Auge hat er eine Kalaschnikow tätowiert, und darüber: „Free Palestine“. „Hier ist wirklich Multi-Kulti“, sagt Josip.

Sie kämen mit allen gut aus. „Bei sich zuhause haben sie Krieg und hier sitzen sie alle zusammen und saufen“, sagt Michi. Er klingt dabei überhaupt nicht despektierlich. Ob er auch schon mal in der Bar gegenüber gewesen sei? „Nee“, grummelt Michi, früher mal, als dort noch eine „ordentliche Kneipe“ gewesen sei, aber jetzt sei der Laden eher studentenmäßig, „die lassen wir in Ruhe.“

In der Bar auf der anderen Straßenseite scheint sich Michis Befund zu bestätigen: Dort bestellt gerade der 24-jährige Student Lukas bei der 20-jährigen Studentin Elif eine Kugel Orange-Basilikum-Eis für 1,20. Sie kostet genauso viel wie das Pilsator auf der anderen Seite. Daneben sitzen auf Holzboxen der Ex-Student Yannick, 30, und sein zweieinhalb jähriger Sohn Oscar. In regelmäßigen Abständen nimmt er seinem Sohn die Waffel weg, um das schmelzende Eis abzulecken. „Eigentlich absurd, dass man hier direkt an der Straße sitzt“, meint Yannick. So richtig schön sei es ja nicht, und auch nicht ganz ungefährlich, sagt er und nickt in Richtung eines vorbeibrausenden Sattelschleppers. „Aber irgendwie tun es trotzdem alle.“